

Die ideale Entfremdungsmaschine



Über den Einfluß des Computers auf den Geist des Schreibens

I. Vorrede

Geschwindigkeitswahrnehmung, lehrt die Physik, ist eine Frage des Standpunkts und der Eigengeschwindigkeit. In technologisch-kulturellen Entwicklungen vermag man letztere kaum zu ermessen. Die Veränderungen erschließen sich nur im Rückblick, nicht selten aus Texten, die die Verstörungen der Umbruchphase deutlich zutage treten lassen. Wolfgang Schivelbusch hat in seiner kenntnisreichen Studie über die „Geschichte der Eisenbahnreise“ beispielhaft gezeigt, welche unermessliche Schrecknisse das fünfzehn bis zwanzig Stundenkilometer langsame Schienengefährt für die Welt- und Seherfahrungen der Menschen bedeutete. Die Zeitgenossen konnten die Veränderung ihres Weltbildes nicht erkennen; sie erfuhren nur dessen unmittelbare Erschütterung, die wir heute als Begleiterscheinung eines Paradigmenwechsels interpretieren.

Inzwischen sind nicht nur die Beschleunigungsraten der Verkehrsmittel exponentiell gewachsen, sondern die Beschleunigung der technisch-kulturellen Entwicklung an sich. Nicht mehr Dekaden und Jahrhunderte lassen einen Text historisch werden, es genügen ein paar Jahre, Umbrüche ereignen sich innerhalb eines Generationensprungs. Zwischen den belächelten Homecomputern der ersten Generation, deren Funktionsumfang heute von jedem besseren Taschenrechner übertroffen wird, und den vernetzten Bürogeräten aktueller Bauart liegen gerade mal fünfzehn Jahre. In diesem Sinne ist der nachfolgende, sechs Jahre alte Erfahrungsbericht über das Schreiben am Computer heute fast aufschlußreicher als zum Zeitpunkt seiner Entstehung.¹ Er ermöglicht einen Blick auf Vorgänge, die hinter einer perfekten Mensch-Maschinen-Symbiose zu verschwinden drohen.

1 Ursprünglich geschrieben als Vortrag für Studenten der TU Aachen (Seminar über Schriftkultur, Friedrich-Ebert-Stiftung Bad Münstereifel).

II. Alles, was das Herz begehrt

Ich bin ein nützlicher Idiot der Computerindustrie. Einer aus jener Menge, die behauptet, ohne Computer sei sie aller Lebensmöglichkeiten beraubt. Dabei laste ich mein Gerät nur unvollkommen aus, vernachlässige die eingebaute Option auf Datenfernübertragung (ich will mir ja keinen Virus fangen), betreibe keine Statistik, Datenbank, Tabellenkalkulation, nicht einmal pädagogisch hochwertvolle Börsensimulationen. Nein, ich schreibe lediglich am Computer, das allerdings überproportional viel, könnte mich also statt „Autor“ oder „Journalist“ auch „professioneller Textsoftwareanwender“ nennen. Ich weiß nicht, wo die Industrie ihre Grenzen zwischen Laien und Profis zieht – nicht einmal, welches Maß sie anwendet, Schreibdauer in Stunden, Zahl der Seiten oder doch nur das universale Bit-System – aber erboste Reaktionen meiner Umwelt auf computergeschriebene Liebesbriefe zeigen mir, daß ich nach wie vor einer hauchdünnen Schicht der Avantgarde angehöre. Zwar wird mir niemand widersprechen, wenn ich konstatiere, daß die Liebe 1988 ff. in ihrer Kompliziertheit nur durch eine präzise Organisationsstruktur zu retten sei, aber dennoch projizieren die Empfängerinnen meiner Briefe eine Kälte in die vierundzwanzig Nadeln des Printers, die durch kein auch noch so warmherziges Wort aus der Welt zu schaffen ist. Die Sprache kapituliert vor dem Medium, das McLuhan-Schlagwort aus den sechziger Jahren „The medium is the message!“ beweist aufs neue seine Vitalität.

Dabei gäbe es kaum ein idealeres Gebiet, die Vorzüge der Textverarbeitung zu demonstrieren, als den Liebesbrief. Nicht, weil die Maschine unendlich viele Kopien des ewiggleichen Textes auswirft (wer wirklich liebt, ist originalitätssüchtig), sondern weil der Liebende am Computer die Varianten der Intimität erproben kann, ohne sich dem Risiko der Blamage auszusetzen. Mit Füller oder Schreibmaschine legt man doch allzu rasch Worte aufs Papier, die einem exakt eine Sekunde nach Einwurf in den Briefkasten auf den Magen schlagen; zumal in den Fällen, wo man den Adressaten der Süßholzrasperei kaum kennt. Der Computer wirkt nun durch die Aufspaltung des unmittelbaren psychischen Prozesses in zwei zeitlich getrennte Vorgänge – Datenerfassung und Ausdruck – überaus ernüchternd. Die seelische Eruption reicht gerade, die Liebe faktisch zu machen. Bis der Drucker jedoch den dritten Absatz mit der Bekenntnisstelle erreicht hat, ist man schon von der berüchtigten Flauheit ergriffen worden, die den Kniegelenken so schwer zu schaffen macht wie ein alpiner Abfahrtslauf. Flugs setzt man zur Korrekturfassung an. Im Idealfall entsteht so ein Produkt, das den Absender emotional und intellektuell befriedigt, während es beim Empfänger das Wunschergebnis Ohrensausen, Herzklopfen und feuchten Handflächen hervorruft. Leider gibt es diesen Idealfall nicht. Ein solcherart computerisierter Brief wird, selbst wenn er sich als Typenradausdruck einer Schreibmaschine tarnt, den Eindruck einer *Verarmung* hervorrufen. Wer Liebespost erwartet, sieht ja gerade im Chaos wirrer Sätze und kitschiger Formeln die eigentliche Botschaft; es klafft mithin ein Abgrund zwischen den Bedürfnissen von Sender und Empfänger.

Ich habe dieses nicht ganz erfundene Beispiel an den Anfang gestellt, weil es in konzentrierter Form das Dilemma der Textverarbeitung demonstriert. Die Euphorie der ersten Computerwochen wird nämlich rascher als erwartet von der Tücke des Objekts gedämpft; mehr davon im zweiten Teil. Zunächst will ich der Dramaturgie elektronischer Datenverarbeitung folgen und die eingangs entworfene Schleife wieder aufnehmen. Stichwort: Idiot der Computerindustrie.

Das Gerät, an dem ich meinen Text schreibe (es spricht übrigens auch, aber in unzumutbarem Pidgin-Deutsch), dieses Gerät nenne ich erst seit kurzem mein eigen. Der Kauf basierte auf einem Irrtum, den ich hiermit öffentlich eingestehe. Es ist mein zweiter Computer, der vierte, an dem ich arbeite, ich hielt mich also für einigermaßen vertraut mit der Materie. Oder sagen wir besser: für einen kritischen Konsumenten. Es handelt sich um ein Produkt der Firma Sharp, das Modell „PC-4502“. Man frage nicht nach der Zahlenmystik der Computerhersteller, in den meisten Fällen steckt kein System dahinter, ja manchmal wird der intellektuelle Bildungsbürger von seinen eigenen Maßstäben genarrt: Das Schreibsystem „Joyce“ hat weder etwas mit Freude zu tun („joy“), noch lehnt es sich an James Joyce an. Es ist nach Aussagen des britischen Amstrad-Direktors seiner Sekretärin gewidmet, die diesen hübschen Vornamen trägt; vermutlich hoffte man auf einen zweiten Mercedes-Effekt.

Wenn mein neues Gerät mit dieser persönlichen Identität nicht aufwarten kann, so gehört es immerhin in die Gruppe der „Schoßhündchen“ – *Laptop*, ordentlich eingedeutscht. Ein Haustier? Eher ein Krankheitssymptom wie das Autotelefon oder der Europiep. Der Laptop gaukelt mittels Technik die Verfügbarkeit von Kreativität an jedem Ort der Welt vor, obwohl es einzig eine psychische Frage ist, wann und wo man kreativ sein kann. Ich beschränke das nicht auf mein Berufsfeld; auch im wirtschaftlichen Bereich dient der Laptop dem Selbstbetrug nicht nachlassender Leistungsfähigkeit. Man kann, zumindest hypothetisch, im Flugzeug und in der Bahn arbeiten, „tote“ Zeit in Kapital umwandeln. Hypothetisch! Denn der Laptop ist kein Reiseutensil. Seine Verwendbarkeit stößt rasch an die Grenzen der Batteriekapazität. Mein Gerät hält ohne Steckdose knapp zwei Stunden durch, und im IC-Großraumwagen 2. Klasse kenne ich genau einen Platz, der eine 220-Volt-Steckdose hinter der Rückenlehne aufweist; er ist immer besetzt. Der Traum vom Theaterstück, geschrieben zwischen Hamburg und München, verpufft also schnell. Mehr noch: Der ganze Mythos von der Austauschbarkeit der Umgebung – in der Literaturgeschichte ebenso resistent wie die Fabel von den sieben faulenden Äpfeln auf Schillers, Brechts oder Kästners Schreibtisch – dieser Hemingway-Mailer-Mythos, ein guter Schreiber könne überall, zu jeder Zeit, unter allen Bedingungen arbeiten, läßt sich ebensowenig halten wie der dahintersteckende männliche Potenzbegriff.

Anfang Oktober geriet ich, ähnliches schon ahnend, in eine empirische Feldstudie, die mich zu eben just der ernüchternden Erkenntnis brachte, einen Fehlkauf getätigt zu haben. Ich saß als Stipendiat der „Stichting Culturele Uitwisseling“ im Zentrum Amsterdams. Nach zwei Wochen der Akkulturation überfiel mich

das heftige Verlangen, ein zur Hälfte fertiggestelltes Theaterstück fortzuschreiben. „Kein Problem“, sagte ich mir, „du hast ja alles, was dein Herz begehrt: Computer, Disketten, einen Schreibtisch und deinen Kopf.“ Aber ich verfügte über keinen Drucker. Daß dies dramatische Folgen, jedoch kein Drama zur Folge haben würde, war mir zu diesem Zeitpunkt nicht klar. Ich schrieb einen Bildschirm voll – das sind 24 Zeilen – und begann, unruhig zu werden: Kaum wanderte ein Satz durch den Druck der ENTER-Taste auf der imaginären Seite ins Unsichtbare, hatte ich ihn schon vergessen. Das Phänomen kannte ich, es spielte aber zuhause keine Rolle, weil ich ihm durch beliebig häufige Papierausdrucke entgegenwirken konnte. In Amsterdam wäre das nur unter größeren Mühen möglich gewesen, etwa indem ich meinen Laptop an einen Computershop-Drucker gehängt hätte, nicht ohne diesen zuvor auf deutschen Schriftsatz umzustellen – zuviel Aufwand für zwei, drei Seiten! Mir blieb nichts anderes übrig, als mich mit den Gegebenheiten abzufinden. Ergebnis: *Der Computer ist als Schreibwerkzeug ungeeignet*. Ich schaffte in zwei Wochen eine Szene, die unter normalen Bedingungen drei Tage in Anspruch genommen hätte. Es wird niemanden überraschen, daß die Szene nach meiner Heimkehr, also nach dem Schock des Druckbilds, grundlegend umgeschrieben werden mußte. Die legendäre Schnelligkeit der elektronischen Textverarbeitung führte sich auf einmal ad absurdum; all die wunderbaren Möglichkeiten des Fließtextes (Korrekturen, Umstellungen, das ganze Trial-and-error-Verfahren) wurden von einem einzigen Manko zunichte gemacht: der Substanzlosigkeit von Computerschrift.

Ich habe die Angewohnheit, bei kürzerer Stagnation des Schreibflusses unter die Dusche zu steigen oder einen Spaziergang zu machen. Dazu merke ich mir den letzten geschriebenen Satz und versuche ihn weiterzudenken. Doch das funktioniert nicht, wenn dieser letzte Satz nicht schwarz auf weiß, Pigment auf Papier, zu lesen ist. Dem Flüssigkristallschirm des Laptops fehlt jene körperliche Qualität, die es meinem optischen Gedächtnis erlauben würde, den Satz zu speichern. Eigentlich verständlich, denn was lernt das Gedächtnis bei der Arbeit am Computer? Daß eine große, weiße Fläche mit ständig wechselnden Worten und Sätzen existiert, von denen es sich 99 Prozent nicht zu merken braucht – das ist ja gerade die Funktion, die der Kopf an den Computer abgibt, Speicherkapazität. Das Gedächtnis identifiziert also die einzige Konstante des Bildschirms als wesentlich: die Leere. Bei Druckwerken verhält es sich anders: Jede Seite hat ihre individuelle, optische Gestalt und wird als Ganzes gemerkt. Das klingt phantastisch, denn dann muß ein Vielleser Millionen von Seiten im Kopf behalten, aber so weit hergeholt ist die Hypothese nicht. Ich kann sie zumindest am eigenen Leseverhalten belegen. Hin und wieder schreibe ich Rezensionen, und da ich eine Abneigung gegen Bleistiftstriche in Büchern habe (und eingelegte Zettel grundsätzlich verschwinden), merke ich mir zitaterdächtige Stellen durch ein markantes Stichwort und dessen typographische Cluster rundherum. Benötige ich später dieses Zitat, reicht ein relativ flüchtiges Überblättern, um es in der Menge der Seiten zu finden.

So vernichtet das Schreiben am Computer wertvolle Gehirnleistung, denn durch die jahrelange Delegation des Merkvorgangs an die Diskette verblödet man in diesem Bereich tatsächlich. Damit verbunden, muß ein weiterer Mythos der Computerindustrie korrigiert werden, nämlich das von der Werbung häufig propagierte Bild des „papierfreien Büros“. Mein Papierverbrauch beträgt tausend Blatt in zwei Monaten, und ich lasse keine endlosen Programmlistings ausdrucken. Zu Schreibmaschinenzeiten reichte der gewaltige Klotz von fünfhundert Blatt über ein halbes Jahr, wobei Anzahl und Umfang der endgültigen Produkte in etwa konstant geblieben sind. Die Ungleichung läßt sich leicht auflösen: Am Computer arbeitet man in *Zwischenschritten*, die man mit der Schreibmaschine tunlichst vermeidet. Das Bedürfnis nach Körperlichkeit der Gedanken – die Grundmotivation, einen Satz über die akustische Gestalt hinaus niederzuschreiben – wird auch in der nächsten und übernächsten Schriftstellergeneration zu langen Fahnen von Endlospapier führen. Selbst Bildschirmenthusiasten gestehen mittlerweile ein, daß ihr Medium nie die gedruckte Seite oder ihr illegitimes Kind aus dem Laserdrucker ablösen wird, weil es rasch an eine wahrnehmungsphysiologische Grenze stößt. Die Lesbarkeit einer Schrift ist von graphischen Feinstrukturen abhängig, wie sie die Flüssigkristallanzeige nie, der konventionelle oder der Plasmabildschirm schwerlich erreichen werden.

Kürzlich stellte der Designer Otl Aicher eine neue Schrift vor, die Rotis, an der er zwanzig Jahre lang gearbeitet und geforscht hat, was man als Laie angesichts der minimalen Unterschiede von Rotis zu bestehenden Schriftfamilien (Antiqua und Grotesk) kaum begreift. Dennoch muß sich der Nutzwert von Rotis erst in der Praxis beweisen, und die Praxis lautet: Kann man den „Mann ohne Eigenschaften“ in Rotis setzen, ohne daß der Leser seine aufkommende Ermüdung Robert Musil in die Schuhe schiebt? Kein Bildschirm der Welt wird diesen Test je bestehen.

III. *Vita machinalis oder Grammatik der Maschine*

Eine Philippika gegen die Maschine? Man ereifert sich ja doch nur über Sachen, denen man restlos verfallen ist. Aller demonstrativ vorgetragenen Kritik zum Trotz bin ich ein Maniac des Computerschreibens, ein Freak, ein Besessener. Das hat Gründe, die jenseits des praktischen Nutzens der Maschine liegen. In der Reihe „Kulturen und Ideen“ des Rowohlt-Verlags erschien vor Jahren der sehr empfehlenswerte Band „Maschinen-Menschen, Mensch-Maschine“, in dem die Autorengruppe sich der vielfältigen Spielarten dieser, wie sie es nennen, „sozialen Beziehung“ annehmen. Dabei stoßen sie – ebenso wie Matthias Horx bei den Computer-Kids² – auf erstaunliche biographische Parallelitäten. Offensichtlich gibt es schon im Kleinkindalter eine ausgeprägte individuelle Neigung zur Maschine hin, die von Technikspielzeug nur sichtbar gemacht, aber nicht erzeugt wird. Ich will

2 Horx, „Chip Generation“.

deshalb den bio- und bibliographischen Daten, die man einem Schriftsteller üblicherweise zubilligt, eine dritte Gattung anfügen, die *vita machinalis*:

Florian Felix Weyh (geb. 1963)

1969 Einschulung

1970 Florian Felix Weyh erhält beim Weltspartag sechs Filzstifte. Mangels künstlerischen Talents schreibt er damit seinen ersten Roman von zweieinhalb Seiten (Umwertung des Malwerkzeugs in ein Schreibwerkzeug).

1971 – 1974 Druck einer eigenen periodischer Zeitung mit mindestens drei Sätzen in einer Auflage von mindestens zehn Exemplaren mittels einer Kinderdruckerei mit beweglichen Lettern.

1974 Florian Felix Weyh lernt aus den Lehrbüchern der Mutter, die einen entsprechenden Volkshochschulkurs belegt, das Zehnfingersystem auf einer „Olympia Monika“.

1974 – 1980 Einziger ständiger Benutzer der „Olympia Monika“ im Hause Weyh.

1977 – 1979 Experimente an einem alten Siemens-Fernschreiber mit Lochstreifensystem, Herstellung von Visitenkarten, mechanischer Lyrik, Briefköpfen, Mickymaus- und Asterixpostern.

1980 Erste eigene Schreibmaschine, „Olympia Traveller de luxe“, gestorben 1982 an Auszehrung.

1982 Zweite eigene Schreibmaschine, „Adler Junior 12“, gekauft vom ersten Schriftstellerhonorar.

1984 Dritte eigene Schreibmaschine, „Brother EP-20“, ein Thermo-Printer mit Neunpunkt-Matrixschrift und sechzehn Zeichen Speicher. Nach heutigen Maßstäben gälte die Schrift als unlesbar.

1985 Erste Computernutzung bei der Erstellung der Theaterzeitschrift FREIER FALL auf einem „Apple MacIntosh“ der ersten Generation.

1986 – 1987 Zivildienst mit Tätigkeit als Setzer an einem Typenrad-Composer der Firma Triumph-Adler, „SE 1040“; ein Fossil mit bis heute unübertroffener Tastatur.

1986 Erster eigener Computer, „Schneider Joyce“, der zu keinem bestehenden System kompatibel ist.

1988 Zweiter eigener Computer, „Sharp PC 4502“ und Erlangung der IBM-Reife.

1989 Dritter eigener Computer, „Commodore PC 30-III“, Eintritt in die Festplattenwelt.³

1990 Austausch des Nadeldruckers gegen ein Tintenstrahl-Modell.

1992 Vierter eigener Computer, aus Einzelteilen maßgeschneidert, um den gewachsenen Hardware-Anforderungen der Programme zu genügen.

1993 Ergänzung des Tintenstrahldruckers um ein Lasergerät.

etc.

etc.

Soweit die Rohdaten, denen man eine gewisse Stringenz nicht absprechen kann. Wenn ich nun noch ein paar Randinformationen anfüge, stellt sich die Frage, warum ich überhaupt noch *schreibe* und nicht schon längst ins Lager der Programmierer konvertiert bin? Tatsächlich halte ich sie für nahe Kollegen, mir mindestens so verwandt wie ein ägyptischer Literaturnobelpreisträger. Folgerichtig hat Matthias Horx in seiner zweiten Computer-Reportage⁴ einige Deserteure ausgemacht, die vordergründig in Ermangelung eines geeigneten Textprogramms,

³ Hier verläßt der Text den historischen Rahmen, um die evidente Beschleunigung des Geräteumsatzes zu belegen, die 1988 noch nicht vorauszusehen war.

⁴ Horx, „Schrift und Chips“.

hauptsächlich aber aus Faszination am neuen Medium vom Schreiben zum Programmieren überwechselten. Anfügen will ich also, daß ich in der frühen Pubertät, vom zehnten bis zum fünfzehnten Lebensjahr, ein manischer Elektronikbastler war und von der Verschmelzung meiner Lieblingsfächer Deutsch und Physik träumte. Vermutlich wären dabei schwache Stanislaw-Lem-Plagiate herausgekommen, hätte dem nicht ein besonders unsympathischer Physiklehrer ein Ende bereitet. Mit ihm verweigerte ich mich dem ganzen Fach und landete im Theater, wo man N-a-t-u-r-w-i-s-s-e-n-s-c-h-a-f-t nicht mal richtig buchstabieren kann. Geblieben ist das Wissen um die prinzipielle Funktionsweise eines Computers und die Erkenntnis, daß es sich um ein ziemlich primitives System handelt, vor dem Angst und Bewunderung gleichermaßen unangebracht sind. Das ist, so banal es klingt, eine Grundbedingung zur Nutzung der Maschine, doch schon meinen Eltern fällt es schwer, die Grenzen der zwei Kulturen zu überschreiten. Daß die Nutzung von High-Tech durch Schriftsteller diese auch thematisch beeinflußt, ihr jenseits der Seelengrenzen mit Blindheit geschlagenes Weltverständnis erweitert, bleibt wohl meine private Hoffnung.

Bewegen wir uns auf der Schleife wieder ein paar Zentimeter zurück und versuchen, Gründe für den dauernden Wechsel des Schreibwerkzeugs zu finden. Es ist klar erkennbar ein Aufstieg zu immer komplexeren Systemen, aber diesen Aufstieg allein durch *Funktionslust* zu erklären, griffe zu kurz. Seit meinem sechzehnten Lebensjahr habe ich kontinuierlich meine Handschrift abgebaut, tippte alles – also auch Schularbeiten, Briefe et cetera – auf der Maschine und litt bei Klausuren, besonders natürlich dem Deutschaufsatz, am Handikap mangelnder Übung. Mittlerweile gehen handschriftliche Notizen selten über drei Sätze hinaus, und außer mir kann sie niemand entziffern. Es ist eine Art Kurzschrift, die aus keiner Schreib-, sondern einer modifizierten Druckschrift entstand. Sollte ich je in die Verlegenheit kommen, ein graphologisches Gutachten über mich ergehen zu lassen, wird es dem Graphologen nicht schwerfallen, mir eine Reihe von Geisteskrankheiten zu attestieren; eine Diagnose, die in Wirklichkeit auf die Verkümmern der Schreibhand zurückzuführen ist. Diese Verkümmern folgt keinem Zufall, sondern hat etwas mit meinem Selbstverständnis zu tun, vielleicht auch mit der ihm innewohnenden Angst vor dem Prozeß psychischer Veräußerung, der Literatur so oft zugrundeliegt. Ich glaube von mir sagen zu können, daß ich keine Selbstverwirklichung betreibe, sondern einen Beruf ausübe. Dieser Beruf hat handwerkliche Voraussetzungen, von denen sich strenge Maßstäbe ableiten. Sie sind mir überaus wichtig und lassen sich nur am *Objekt* anlegen, nicht am schreibenden Subjekt. Um der erste und kritischste Lektor meiner Texte zu sein, benötige ich eine vollkommene Distanz, und sie stelle ich mittels Technik her. Getipptes ist fremder als Handgeschriebenes, mit frischem Farbband Getipptes wiederum fremder als das Ausgangsprodukt, in der Kopie vergrößert oder verkleinert erhöht sich die Distanz erneut. Die Technik ermöglicht mir die notwendige Entfremdung vom Werk, und der Computer ist die ideale Entfremdungsmaschine. Durch den Wechsel der Schriftarten und mannigfaltige optische Variationsmög-

lichkeiten erreiche ich, das endgültige Produkt wie einen vollkommen unbekanntem Text rezipieren zu können; die erhöhte Vergeßlichkeit trägt dazu bei. Nimmt man das Bonmot ernst, Autoren schrieben die Bücher, die sie selbst gerne läsen, dann ist die tiefste Befriedigung des Schreibvorgangs am Computer zu erreichen, der den Autor schon während der Arbeit zum Leser macht. Daß ich vorwiegend für szenische Medien arbeite, speist sich aus derselben Quelle. Durch die Inszenierung meiner Texte kann ich sie als fast neutraler Zuschauer erleben. Außerhalb des sexuellen Bereichs kenne ich keinen erregenderen Vorgang, als in ein Theater zu spazieren und meine Gedanken präsentiert zu bekommen, ohne mit der ganzen Geschichte etwas zu tun zu haben; es ist der alte Menschheitstraum, Zaungast der eigenen Beerdigung zu sein.

Wie nun verändert das Schreiben am Computer den Schreibvorgang? Strenggenommen läßt sich darüber nichts aussagen. Es fehlt die Vergleichssituation des Schreibens ohne Computer, und wenn ich auf die Erfahrungen der Schreibmaschinenzzeit zurückgreife, so sind Veränderungen viel wahrscheinlicher auf die zunehmende Professionalisierung zurückzuführen als auf den Wechsel des Werkzeugs. Es bliebe als Vergleichsbasis nur jene alptraumhafte Situation, in einem kalten, fremden Zimmer mit einer Remington Jahrgang 1932 eingesperrt zu sein, den Blick auf die tickende Eieruhr gerichtet (noch 27 Minuten!) und in dieser Zeit einen Nachruf auf den soeben verstorbenen Großschriftsteller N.N. verfassen zu müssen, von dem man selbstredend keine Zeile gelesen hat. In solchen Momenten entsteht die unheilbare Gier nach einem Laptop, und das erklärt, warum sich diese Geräte so hartnäckig am Markt halten. Ich kenne solche Vergleichssituationen natürlich, aber sie verschaffen erstaunlicherweise weniger Erkenntnisse als das Schreiben am Computer selbst. Es genügt im Grunde, eine Frage zuzulassen, die das Klappern der Tastatur regelmäßig begleitet: *Warum schreibst du diesen Satz so und nicht anders?* Man unterwirft sich fortwährend – oft ohne es wahrzunehmen – der Grammatik der Maschine. Lauter kleine, unterschwellige Reize, die in der Summe eine schleichende Nivellierung des Textes bewirken. Das ist zum Glück nicht zwangsläufig, und wer die Maschine bewußt benutzt, entgeht vieler ihrer Fußangeln. Dem grundlegenden Umstand entgeht er allerdings nicht, und den bemerkt er doch nur in der alptraumhaften Situation mit Lady Remington 1932: Der Computer lagert das Denken aus. Die eherne Reihenfolge des Schreibens:

1. Idee
2. Formulierung der Idee
3. Niederschrift der Formulierung

hat am Computer keinen Bestand. Während im Normalfall die schriftstellerische Anstrengung im Vorfeld der Niederschrift liegt (jeder kennt das Bild des scheinbar untätigen Dichters, der im Kopfe nach präziser Formulierung seines Gedankens sucht), so enthebt der Computer aller Anstrengung der Präzision. Aus dem rational-nüchternen Vorgang wird ein spielerischer. Man schreibt schon die Idee auf und verlegt die Formulierung vom Kopf auf den Bildschirm. Diese Auslagerung

ist fatal, denn sie suggeriert, man könne den Kopfinhalt anschauen. Sie verschiebt den abstrakt-assoziativen Denkvorgang auf eine Ebene optischer Wahrnehmbarkeit und unterwirft ihn der Ästhetik des Auges. Fatal daran ist weiterhin, daß die mentalen Kosten am Computer wesentlich geringer sind. Der Denkvorgang, einen präzisen Satz zu formulieren, verlangt Konzentration und ist von steter Vergesslichkeit bedroht. Am Computer bleibt die Idee über die ganze Zeit erhalten und nimmt den spielerischen Zugriff nicht übel, kann doch jede Veränderung folgenlos rückgängig gemacht werden.

Es ist nicht länger zu verheimlichen: Das Schreiben am Computer fördert die intellektuelle Regression. Trial-and-error-Verfahren bezeichnen die Entwicklungshöhe von Ratten und Primaten, die primitivste Form geistiger Betätigung überhaupt. Gerade die als hochkomplex gepriesene Maschine Computer hebt den Verstand völlig aus. Ein Kind, das zweimal auf die heiße Herdplatte patscht, wird es zu keinem dritten Versuch kommen lassen. Ein Computeranfänger, dem das System plötzlich den Zugriff auf eine Datei sperrt, haut hundert Mal auf dieselbe Taste, obwohl er schon beim zweiten Mal die Sinnlosigkeit seines Tuns begriffen haben müßte. Zu meinem Erschrecken scheint diese Regression nach einiger Zeit irreversibel zu werden. Wie die Handschrift bei mangelnder Übung verkümmert, so verkümmert auch die Trennschärfe des Sprachzentrums. In unserem Remington-Beispiel muß man dann das gewohnte Verfahren auf die Schreibmaschine übertragen, was zu einem Desaster führt: Pro Satz braucht man nun fünf bis sieben Blatt Papier (es soll ja genau wie am Computer immer alles „frisch“ aussehen), eine mittlere Rezension führt also zu hundert Blatt Ausschuß. Ist das fortschrittlich? Ich fürchte ja. Es entspricht dem Atomzeit-Paradigma, daß bei Erreichen des jeweils neueren Zustands der alte nicht mehr zur Verfügung stehen darf, man Irrtümer nicht revidieren kann, sondern verbüßen muß.

IV. Flotte Schreibe, leere Syntax

Repetieren wir das erste Robot-Gesetz: *Der Computer ist als Schreibwerkzeug ungeeignet.* Nach dem McLuhanschen Medienbegriff sind Medien stets als Erweiterung des menschlichen Körpers zu begreifen, das Rad als Erweiterung des Fußes, die Kleidung als Erweiterung der Haut.⁵ Daß die endgültige Erweiterung des Kopfes so unmittelbar bevorstand, hat McLuhan in den sechziger Jahren trotz seiner Prophetie nicht vorausgesehen; die Schrumpfung der monströsen Rechenmaschinen auf PC-Größe war eben doch mehr als eine lineare Entwicklung. Offensichtlich fällt es immer schwerer, die Folgen neuer Technologien zu antizipieren, weil der moderne Technologiebegriff kaum eindeutige Funktionszuordnungen zuläßt. Daß der Computer in den häuslichen Bereich Einzug halte, schien den Experten vor zwanzig Jahren eine völlig absurde Vorstellung: Was sollte man dort mit ihm anfangen? Der berühmteste Häretiker der Branche, Joseph Weizenbaum, hat im

5 McLuhan, S. 27.

ZEIT-Interview bekannt, daß er diese Frage bis heute nicht zu beantworten vermag. Im Wortlaut:

WEIZENBAUM Wir haben uns damals gefragt, was eine sinnvolle Anwendung eines PC's sein könnte, und konnten die Frage weder damals beantworten, noch können wir es heute.

DIE ZEIT Aber Sie haben doch selbst zu Hause einen PC?

WEIZENBAUM Ja, das stimmt. Es gibt aber auch berufsmäßige Schachspieler, die ein Schachbrett zu Hause haben. (...) Als berufsmäßiger Computermensch gehört es für mich dazu, daß ich einen PC zu Hause habe. Diese Antwort will ich aber nicht so stehenlassen. Nein, ich schreibe ein Buch und benutze meinen PC als Schreibmaschine. (Die Zeit, 18.11.1988)

Erstaunlich jedoch, wie leichtfertig der kritische Weizenbaum den PC mit seiner Schreibmaschine gleichsetzt. Aber vielleicht stellt sich einem Naturwissenschaftler das Problem anders dar als einem Schriftsteller. Für ersteren ist Denken mit formaler Logik identisch, für letzteren formale Logik und Kausalität nur über Sprache denkbar. In dieses allerheiligste Bekenntnis der Literaten, mit Wittgensteinscher Andacht ausgesprochen, bricht der Computer ein. Über die Hintertreppe der vorhin geschilderten Gedankenauslagerung verändert sich der Denkprozeß des Schreibenden von sprachlicher (inhaltlich-semantischer) zu formaler Logik. Ich ertappe mich des öfteren dabei, einen Satz seiner Syntax-Struktur nach zu notieren – etwa einen Chiasmus zu benutzen – ohne zunächst zu wissen, was ich mit dieser leeren Hülse ausdrücken will. Durch mehrfaches Ersetzen (am Computer ein Kinderspiel) entsteht daraus schließlich eine sinntragende Einheit – aber ist das noch eine literarische Verfahrensweise? Im Grunde bedient sie nur die Maschine, gibt willfährig ihren Verlockungen nach. Ins Extreme gedacht, führt das zu einer oberflächlich perfekten Literatur, wie man sie sich öder kaum vorstellen kann.

Diese Oberflächlichkeit ist das Hauptproblem des Computerschreibens. Der fundamentale Unterschied zu allen anderen Schreibwerkzeugen besteht ja darin, daß man *immer an der Endfassung* arbeitet. Zwar könnte man sich theoretisch den damit verbundenen Zwängen entziehen, indem man alle Optionen verweigert, die den Text perfektionieren, also Blocksatz, Proportionalschrift, Trennungen usw. – aber das wäre so widersinnig, wie einem Porsche das Getriebe oberhalb des zweiten Gangs zu verplomben. Man nutzt also die Angebote der Maschine – und fällt auf sie herein. Zum Hülsenschreiben leerer Syntax-Strukturen gesellt sich der unwidersprechbare Appell, ein schönes Bild zu erzeugen (nicht zuletzt sitzen wir ja am *Bildschirm*). Je teurer das Textverarbeitungsprogramm, desto größer die Gefahr. Alle im Jargon „mächtig“ genannten Programme sind heute mit WYSIWYG ausgestattet, was keineswegs Donald Ducks onomatopoetischen Stoßseufzer nach inniger Berührung mit einer Straßenwalze bezeichnet. Neudeutsch heißt dies lediglich „What You See Is What You Get“, und wenn das nach einer vertrauensbildenden Maßnahme des deutschen Einzelhandels klingt, dann liegt es an der Vorliebe der Computerszene, Sprache nur noch in der Häppchenkultur von Werbeslogans zu verwenden. Wer auf einem WYSIWYG-Programm schreibt, sieht

seine Kursiv- und Fettschrift bereits im Entwurf. Er hat nach menschlichem Ermessen gar keine andere Möglichkeit, als diesen Entwurf am Bildschirm zu optimieren; seine ästhetische Erziehung mahnt alle zwei Sekunden *typographische Sauberkeit* an. Der imaginäre Dialog der Maschine mit dem Schreiber würde in etwa so lauten:

MASCHINE Warum hast du mich gekauft?

SCHREIBER Naja, wegen der vielen Möglichkeiten, ein schönes Layout herzustellen, weil man mit dir viel schneller arbeiten kann, und weil es einfach mehr Spaß macht.

MASCHINE Warum benutzt du mich dann nicht artgemäß? Du tust, als hättest du immer noch eine Schreibmaschine vor dir, tippst deinen Text ins Unreine und läßt mich das wirre Chaos auf dem Bildschirm abbilden.

SCHREIBER Ruhe! Ich lasse mir nicht ins Konzept reden! Zuerst der Inhalt, dann die Form.

MASCHINE Aber schau, diese Hurenkinder, diese Witwen und Waisen – das sieht doch widerlich aus! Du mußt nur ein Wort eliminieren, schon hast du den wunderschönsten Satzspiegel! Du hast schon so viele Worte geschrieben, da wirst du doch eines entbehren können! Oder ersetze den Nebensatz durch eine Nominalkonstruktion! Das machen alle! Wer schreibt heute noch Nebensätze?

SCHREIBER Ja, aber...

MASCHINE Hast du mich nun gekauft, um ein schöneres Manuskript abzugeben oder nicht? Für Nebensätze kannst du an der Schreibmaschine hocken bleiben, du Idiot! Gibst Tausende von Mark aus und traust dich nicht, das Gerät richtig einzusetzen. Hah!

Spätestens hier gewinnt die Maschine den Dialog, und der Vorgang des Umbruchs überlagert den Vorgang des Schreibens: Man ändert Satzkonstruktionen, um Platz zu schaffen, oder fügt Überflüssiges ein, um Hurenkinder zu vermeiden. Aus literarischer Sicht ist das zu keinem Zeitpunkt berechtigt und führt zu wahrhaft bedrohlichen Auswüchsen, wie beispielsweise der Furcht vor „breiten“ Worten, die durch mangelnde Trennbarkeit auffällige Lücken in den Satzspiegel reißen. Mit „Sch“ beginnende Buchstabenkombinationen sind ganz verteufelt, etwa die „Schwerkraft“ oder der „Schwammtaucher“. Ein Novum in der Geschichte der Schriftstellerei: Daß sich plötzlich der Beruf des Autors mit dem Beruf des Setzers vereint, zwei Seelen in einer Brust zu schlagen beginnen. Schleichend, aber konsequent, tritt die vorhin erwähnte Nivellierung ein. Unabhängig vom persönlichen Stil werden alle Texte in einer Art und Weise „glatt“ und verwechselbar, wie wir es heute unter dem Etikett „flotte Schreibe“ im Magazinjournalismus und mehr und mehr in den Feuilletons finden. Wiederum trifft Marshall McLuhan den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt:

„Je mehr neue Techniken ins Spiel kommen, desto weniger sind die Leute von der Wichtigkeit des persönlichen Ausdrucks überzeugt.“⁶

Der persönliche Ausdruck, der Stil – sind sie wirklich bedroht vom Textverarbeitungsautomaten? Ich wage zu behaupten, daß ein Arno Schmidt am Computer

nicht denkbar ist, weil das *Gewissen* der Maschine seine Anstrengungen sofort zunichte machen würde. Das Gewissen? Aber sicher, es nennt sich *Korrekturprogramm* und ist mir der preußischen Korrektur- und Besserungsanstalt fast identisch. Wiederum eine qualitative Veränderung gegenüber dem gedruckten Wörterbuch, keine einfache Ableitung. Das Korrekturprogramm ist eingebaut und thront hierarchisch über dem Text. Gewiß muß man es nicht auslösen, aber durch seine Verfügbarkeit ohne geistige Anstrengung – krasser Gegensatz zum Wörterbuch – wird ihm eine Position eingeräumt, die mit der tatsächlichen Leistung nichts gemein hat. Die meisten Korrekturprogramme sind wörtlich „schwach-sinnig“ und fragen jedes dritte Wort als unbekannt ab. Sie können weder deklinieren noch konjugieren, müssen daher alle Beugungsformen separat abspeichern. Leicht vorstellbar, daß dies ungeheuren Speicherplatz benötigt und auf kleineren Computern zu regelmäßigen Systemabstürzen führt. Dennoch halte ich die Gefahren der Korrekturprogramme für beachtlich. Der Wortschatz einer Sprache und ihre Orthographie bilden ein dynamisches System; sie leben davon, daß der Großteil der Bevölkerung den Duden mißachtet. Ein perfektes Korrekturprogramm würde immer in lebloses Mittelmaß korrigieren, sämtliche Dialektfärbungen eliminieren, Sprachwitz und Kalauer tilgen (von den entlarvenden Freudschen Tippfehlern ganz abgesehen) und notabene eine Arno-Schmidtsche Typographie nie zulassen. Das ist nicht einmal eine ferne Vision. Das auf dem Markt befindliche Textverarbeitungsprogramm „Witchpen“ weist auf den ersten Blick ein höchst originelles Merkmal auf: Es korrigiert den Tippfehler während des Verschreibens. „Wunderbar“, denkt man angesichts der häufig auftretenden Tastenverwechslungen und des daraus resultierenden, nervtötenden Vorgangs Cursorbewegung/Löschen/Neuschreiben. Aber dieses Programm ist natürlich nicht minder beschränkt als alle anderen, und zum Korrigieren braucht man Sinnverstand.

Nehmen wir an, ich schriebe mit „Witchpen“ die Floskel „Wein, Weib und Gesang“ nieder. Nun passiert mir just, daß ich schon beim Wort „schriebe“ das „i“ mit dem „e“ vertausche. Korrigiert „Witchpen“ das? Natürlich nicht, „ich schreibe“ ist genauso gültig wie „ich schriebe“ – nur eben im falschen Tempus. Vier Worte später stockt „Witchpen“ erneut: „Wein und Weib“ könnte richtig sein, es könnte aber ebenso „Weib und Wein“, „Weib und Weib“ oder „Wein und Wein“ heißen. Bei der Annahme eines einzigen fehlgeschriebenen Buchstabens („b“ und „n“ liegen auf der Tastatur nebeneinander) existieren vier verschiedene, orthographisch jedoch gleich gültige Varianten. Und weil der Computer ein Gerät ist, das zwischen wahr und falsch grundsätzlich keine Zwischenschritte erlaubt, muß der geistige Vater eines solchen Korrekturprogramms eine eindeutige Entscheidungshierarchie aufbauen. Sie wird, wiederum ins Extreme gedacht, zur sprachlichen Meta-Instanz: Nur noch „Wein und Weib“, nie mehr „Weib und Weib“. In diesem Fall heißt es qua definitionem dann „zwei Weiber“ – und mit ein paar weiteren Handgriffen solcher Art ist man beim 900-Wort-Basisdeutsch angelangt.

Nun bleibe ich über die Nachteile, Gefahren und Absurditäten der elektronischen Textverarbeitung die definitive Aussage schuldig, warum der Computer

trotz allem das Nonplusultra des Schreibenden darstellt. Ich könnte mich der Sucht bezichtigen (im Jargon bezeichnet man den ersten Kontakt mit der Maschine treffend als „anfixen“), ich könnte auf den *point of no return* verweisen, den ich schon 1985 am Apple überschritt. Letztlich siegen bei allen Bedenken die harten Fakten: Dieser Text hat mich am Computer exakt vier Arbeitstage gekostet. Ich kann das so genau bestimmen, weil ich vorher keinerlei Notizen gemacht habe, mich während des Schreibens beobachten, daraus meine Gedanken entwickeln und Schlüsse ziehen wollte. Das führt zur letzten Eigentümlichkeit des Computers, und die möchte ich lauthals preisen: Mit dem Computer schreibt man viel *hermeneutischer* als mit jedem anderen Schreibwerkzeug.

Ein Beispiel aus meiner Praxis: Das Ideal eines Theaterstücks ist das rückwärts geschriebene Stück, was man technisch natürlich nicht realisieren kann, weil sich Figuren nicht rückwärts entwickeln lassen.⁷ Eine Figur, die innerhalb eines Handlungsrahmens glaubhaft wirken soll, muß immer schon die Ahnung ihres Endes in sich tragen. Das läßt sich idealtypisch nur am Computer erzeugen, der immer wieder die Möglichkeit gibt, Anfangsszenen neu zu gestalten, dem aktuellen Wissensstand anzupassen. Jede Figur, ob im Roman oder auf dem Theater, beginnt erst im Laufe des Schreibprozesses plastisch zu werden, was man leider dem fertigen Text vielfach noch anmerkt. Durch das hermeneutische Verfahren wird eine derartige Gedankenblässe vermeidbar; es könnte eine Literatur entstehen, in der schon auf der ersten Seite vitale Menschen agieren. Natürlich: Das bedeutet mehr Arbeit. Aber es bedeutet ungleich weniger Arbeit, als sie die Großmeister des Metiers vor fünfzig oder hundert Jahren hatten, die natürlich schon damals, quasi in Handarbeit, dieses hermeneutische Verfahren betrieben. Der Computer gibt auch fauleren Talenten die Möglichkeit, Weltliteratur zu produzieren, oder als Kehrseite der Medaille schwache Literatur in ungleich größeren Mengen.

Daß die Germanisten in den Jahren 2000 ff. nicht nur Textverarbeitungssoftware, sondern auch Betriebssysteme mehr als oberflächlich kennen sollten, ist eine Banalität. Selbst dann wird ihre Ausbeute an Zwischenprodukten ziemlich gering sein. Der Verlust von Briefwechseln seit Erfindung des Telefons wird sich im Vergleich zum Verlust von literarischen Hinterlassenschaften durch den Computer geradezu lächerlich ausnehmen. Ich persönlich bemühe mich nach Kräften, der Nachwelt (und meinen Erben) dienlich zu sein, indem ich alle größeren Korrekturen fein säuberlich als Ablage n1 – nx auf die Diskette schiebe, wo sie bis zum St.Nimmerleinstag auf ihre Entdeckung durch einen Literaturwissenschaftler harren. Nur werden sich, fürchte ich, daraus keine rechten Schlüsse ziehen lassen, denn die Hauptveränderungen eines Textes finden ja in den unzähligen Ein- und Zweisatzkorrekturen statt, deren Archivierung jeden Rahmen sprengte.

Vielleicht kommt irgendwann ein findiger Literatur- und Computerfreund auf die Idee, den Schriftstellern ein Protokollprogramm unterzuschieben – so eine Art

7 Ich kenne innerhalb der Theaterliteratur nur ein Stück, das rückwärts *erzählt* wird, nämlich Harold Pinters „Betrogen“; beim Lesen merkt man, daß es selbstverständlich konventionell vorwärts *geschrieben* wurde.

literarischen Fahrtenschreiber – mit dem jede Änderung am Textkorpus registriert und alle Zwischenstufen rekonstruiert werden können. Dieses Ding auf die Festplatten der Schriftsteller zu schmuggeln, ist die leichtere Übung: Man muß es nur mit einem literarisch wirklich brauchbaren Textprogramm verbinden. Alle am Markt befindliche Software orientiert sich am Massenbedürfnis, also an der Sekretärin XY der A-Firma in B-Stadt. Vor Thomas Bernhards absatzloser Prosa streicht auch das teuerste Programm die Segel, weil bei Textblöcken über dreißig Seiten der Umbruch Rechenkapazitäten erfordert, die des NASA-Computer würdig wären; ich muß nach wie vor das relativ komplizierte Erscheinungsbild eines Theaterstücks in Handarbeit erzeugen, also durch mühevoll Einfügen Hunderter von Tabulatoren, weil derartige Spezialbedürfnisse den Horizont der Software-Entwickler überschreiten. Hier liegt mancher Acker brach, und wem die titanische Herausforderung zu mühsam erscheint, der greife zur traditionellen Kriegslit. Ein handelsübliches Adventure mit dem erwähnten Fahrtenschreiber versehen – schon ist er drin im Computer seines Zielobjekts. Daß Schriftsteller nicht spielen würden, ist eine Schutzbehauptung fürs Finanzamt. Wir spielen alle, und zum Bücherlesen müssen wir geprügelt werden.

V. Nachrede

Das Gesagte trägt die Patina der Rührung. Die *vita machinalis* setzt sich nahtlos fort, indem sie ihre Begehrlichkeit auf immer kleiner werdende Fortschritte richtet. Schritt um Schritt bettet sich der Schriftsteller ins größer werdende Imperium elektronischer Medienkultur ein, um dabei Schritt um Schritt von seinen eigentlichen Arbeitsfeldern abzukommen. Natürlich habe ich in den vergangenen Jahren alles ausprobiert, was mir meine Geräte ermöglichten (und was ich im ersten Absatz vehement verneinte); in diesem Sinne bin ich ein idealtypischer Vertreter der Computergemeinde. Außer erhöhten Kosten und dem vagen Gefühl, einer technischen Avantgarde anzugehören, hat dies nichts gebracht.

Technisch ist manches möglich geworden; die skizzierte Psychologie des Schreibens wird davon nicht mehr wesentlich berührt. Aus dem *Laptop* wurde das *Notebook* (eine notwendige kosmetische Änderung, um das negative Image der „Schlepptops“ – also übergewichtiger Geräte – loszuwerden); seine funktionellen Grenzen blieben gleich. Die „Witchpen“-Methode verschwand zunächst vom Markt, weil deren Erfinder, ein Schweizer Mathematiker, keinen Anschluß an die Software-Marktführer fand. Mittlerweile ist sie unter anderem Namen wieder aufgetaucht, denn die zunehmende Gleichheit der Textsysteme macht jeden Zusatz attraktiv, der den Programmen einen Anflug von Unterscheidbarkeit verleiht. Ihre „Mächtigkeit“ hat dementsprechend zugenommen, ohne daß damit eine erhöhte Nützlichkeit einherginge. Wenn ein Autofahrer seinen elektrischen Zigarettenanzünder nicht benutzen will, so hat er als Nichtraucher vielleicht keinen Grund dazu. Ein Computeranwender erkennt seinen Verneinungsspielraum nicht. Was

die Werbebroschüren der Industrie mit dem Wort „optional“ belegen, verkörpert für ihn einen Appell (über diese Kapitulation vor der Maschine wäre tiefer nachzudenken). Nur so sind die Upgrading-Erfolge der Softwarefirmen zu erklären; der Fortschrittszwang wirkt hier so ungebrochen wie zu den Hochzeiten des Technikoptimismus.

Die utopische Erfindung des „literarischen Fahrtenschreibers“ wurde bisher von niemandem genutzt, obwohl sie im vergrößerten Funktionsumfang der meisten Textsysteme enthalten ist. Sie fristet als weitgehend nutzloses Instrument („Macro-Recorder“) ein Randdasein ohne tiefere Zweckbestimmung. Es handelt sich dabei, kühner als erwartet, um ein Aufzeichnungsprogramm in *Echtzeit*, das einen Blick über die Schulter des Schreibenden ermöglicht (inklusive aller Löschvorgänge, Denkpausen, Irrwege). Wer dieses Programm nach vorangegangener Aufzeichnung abspielt, kann sich eines Schauerns nicht erwehren; es vollzieht sich ein gleichsam magischer Vorgang. Der Apparat nimmt Menschengestalt an, indem er nicht fließend und gleichförmig arbeitet, sondern den Rhythmus des Schreibenden reproduziert – ein ungewohnter Anblick. Ich habe eine Zeitlang mit diesem „Fahrtenschreiber“ experimentiert und bin dann, trotz wissenschaftlicher Neugier, davon abgekommen. Die technischen Probleme traten gegenüber den psychischen in den Hintergrund.⁸ Das Gefühl ständiger Überwachung führte schon bei den Probeläufen zu einer krassen Anpassung an die Maschine, zur Vermeidung von Themen, ja Eliminierung ganzer Gedankenansätze.⁹ Das völlige Ausgeliefertsein bestimmte die Arbeit weitaus stärker als die ursprüngliche Motivation.

Der Mensch als „Prothesengott“, wie ihn Sigmund Freud charakterisierte, erweist sich auf den zweiten Blick als Opfer seiner eigenen Prothetik. Die schon 1988 alptraumhaft empfundene Vision, auf den Gebrauch einer Schreibmaschine verwiesen zu sein, hat sich eher verschärft: Konzentrationsfähigkeit und Gedächtnisleistung sind in dem Maße gesunken, in dem das Schreiben am Computer durch bessere Bildschirme und schnellere Geräte in Umfang und Dauer zugenommen hat. Ironischerweise sprang eine ungleich ältere technische Prothese in die

8 Das Verfahren benötigt großzügige Speichermedien, ist daher nur mit auswechselbaren „Optical Disks“ zu praktizieren. Außerdem bezieht sich die Aufzeichnung immer auf die unmittelbar vorhergehende Textfassung. Schon ein kleiner Umbruchfehler – etwa eine nicht vollzogene Trennung – verursacht verheerende Fehlverkettungen. Die stupid ablaufende Aufzeichnung reproduziert dann zwar eine formal richtige Mausbewegung über den Bildschirm, doch an der Stelle, wo sie ein bestimmtes Wort löschen soll, steht ein anderes. Binnen Sekunden verwandelt sich damit der sinnvolle Text durch eine einzige Fehlpositionierung in eine Wortwüste.

9 Die Überwachung bezieht sich unmittelbar aufs *Denken*. Ich gebe, indem ich meine Gedanken visualisiere, innerste Vorgänge preis. Im normalen Computerschreiben ist dies erträglich, weil Fehlgedanken mit der Löschtaste rückgängig gemacht werden können. Durch die Aufzeichnung erstreckt sich das Denken plötzlich nicht mehr allein auf den zu schreibenden Text, sondern auch auf den gelöschten Subtext. Beide will ich verständlicher Weise unter Kontrolle halten, um mich vor der Nachwelt nicht zu blamieren. Im Extrem führt das zur Negation des Computerschreibens – ich formuliere wieder so präzise wie an der Schreibmaschine.

Bresche: das Diktiergerät. Es assistiert dem Gedächtnis, ohne ein Eigenleben zu beanspruchen. Wo der Computer nach Perfektion verlangt, ermöglicht es Skizzenhaftes, Dahingesprochenes, Unvollendetes.

Letztlich trifft für den Computer zu, was Vilém Flusser in seiner „Philosophie der Fotografie“ über den Fotoapparat sagt:

„Ein Vergleich der Absicht des Fotografen mit dem Apparatprogramm zeigt, daß es Punkte gibt, an denen beide konvergieren, und andere, an denen sie divergieren. An den konvergierenden Punkten wirken beide zusammen, an den divergierenden kämpfen sie gegeneinander. Jede einzelne Fotografie ist das Resultat zugleich der Zusammenarbeit wie des Kampfes zwischen Apparat und Fotograf. (...) Die von der Fotokritik an die Fotografie zu stellende Frage lautet demnach: Inwieweit ist es dem Fotografen gelungen, das Apparatprogramm seiner Absicht zu unterwerfen, und dank welcher Methode? Und umgekehrt: Inwieweit ist es dem Apparat gelungen, die Absicht des Fotografen zugunsten des Apparatprogramms umzuleiten, und dank welcher Methode? (...) Daher müßte die Aufgabe einer jeden Fotokritik sein, aufzuzeigen, wie sich der Mensch bemüht, den Apparat in den Griff zu bekommen und wie andererseits die Apparate darauf zielen, die Absichten der Menschen in sich aufzusaugen.“¹⁰

Die Apparatprogramme des Computers sind offensichtlich; dennoch ist ihr Einfluß aufs Schreiben kaum Gegenstand literarischer Kritik. Ohne Computer hätte dieser Aufsatz eine andere Gestalt; aus der Differenz zwischen idealer Eigenform und der vorliegenden Ausprägung erschließt sich das Apparatprogramm. Es an die Oberfläche zu bringen, war Absicht dieses Textes; jedes weitere Wort wäre dem Apparat geschuldet.

10 Flusser, S. 43

Literatur

- Bammé et. al., 1983: *Maschinen-Menschen Mensch-Maschinen*, Reinbek.
 Flusser, Vilém, 1991: *Für eine Philosophie der Fotografie*, Göttingen.
 Horx, Matthias, 1984: *Chip Generation*, Reinbek.
 Horx, Matthias, 1986: *Schrift und Chips*, Reinbek.
 McLuhan/Fiore, 1969: *Das Medium ist Massage*, Berlin.
 Schivelbusch, Wolfgang, 1993: *Geschichte der Eisenbahnreise*, Frankfurt.
 Weizenbaum, Joseph, 1988: „Es ist wie eine Gier“, in: *Die Zeit* vom 18.11.1988.